

Insel

Honoré
de Balzac
Ein Jung-
gesellenheim

Der Roman *Ein Junggesellenheim* (der eigentliche Titel lautet *Die Krebsfischerin*) führt den Leser in das Milieu der nach dem Sturz Napoleons I. brotlos gewordenen Soldaten.

In der Provinzstadt Issoudun hält ein Landmädchen, außergewöhnlich schön und von allen »Die Krebsfischerin« genannt, den alten und reichen Geizkragen Jean-Jacques Rouget in ihren Fängen. Diese tyrannische Mätresse wiederum wird von dem Abenteurer Max beherrscht, der in den Napoleonischen Feldzügen und danach ein verwegener Gauner geworden ist. Zwischen diesen beiden und dem ehemaligen Gardeoffizier Philippe Bridau entbrennt ein verbissener und aufregender Kampf um den Nachlaß des verstorbenen Junggesellen Rouget, den der zu einem moralischen Ungeheuer verkommene Philippe Bridau, der vor nichts, nicht einmal vor Mord, zurückschreckt, um seine Ziele zu erreichen, für sich entscheidet, es unter der Bourbonenherrschaft bis zum Grafen bringt, bis er in Algier in einem wüsten Kampf mit Arabern buchstäblich den Kopf verliert.

insel taschenbuch 1903
Honoré de Balzac
Ein Junggesellenheim



Honoré de Balzac

Die Menschliche

Komödie

Die großen Romane und Erzählungen
in zwanzig Bänden

Band 3

Honoré de Balzac

Ein Jung- gesellenheim

Roman

Aus dem Französischen
von Felix Paul Greve

Insel Verlag

Neu durchgesehen von Erika Wesemann

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1996
insel taschenbuch 1903

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1996

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-33603-7

Für Monsieur Charles Nodier
Mitglied der Académie française
Bibliothekar an der Arsenal

Hier, mein lieber Nodier, ein Werk voll von jenen Begebenheiten, die das häusliche Leben dem Zugriff der Gesetze entzieht, doch wo der Finger Gottes, so oft Zufall genannt, die menschliche Gerechtigkeit ersetzt und die Moral, obwohl von einem Spötter niedergeschrieben, nicht weniger belehrend und treffend ist. Daraus ergeben sich, meines Erachtens, große Lehren sowohl für den Bereich der Familie als auch der Mutterschaft. Vielleicht bemerken wir zu spät die Folgen, die durch das Sinken der väterlichen Autorität entstehen. Diese Autorität, die früher erst mit dem Tod des Vaters endete, bildete das einzige menschliche Tribunal, vor das die familiären Vergehen gehörten, und nur bei schwerwiegenden Fällen griff die königliche Gewalt ein. Wie zärtlich und gut auch eine Mutter sein mag, sie kann die patriarchalische Autorität ebensowenig ersetzen wie eine Frau einen König auf dem Thron; und sollte dieser Ausnahmefall eintreten, wird ein monströses Wesen das Ergebnis sein.

Vielleicht habe ich kein Bild skizziert, das mehr als dieses zeigt, wie sehr den europäischen Gesellschaften die unauflösbare Ehe unentbehrlich ist, welchen Unsegen die weibliche Schwäche birgt und welche Gefahren der persönliche Eigennutz mit sich bringt, wenn er zügellos ist.

Möge eine Gesellschaft, die sich einzig auf die Macht des Geldes stützt, erzittern, wenn sie die Ohnmacht der Justiz gegenüber den Verflechtungen eines Systems erkennt, das den Erfolg, der alle Mittel heiligt, zum Gott erhebt. Möge sie unverzüglich zum Katholizismus zurückfinden, um das Volk durch das religiöse Gefühl und eine andere Erziehung als die einer weltlichen Universität zu läutern.

Es werden aus den >Szenen aus dem Militärleben< genügend schöne Charaktere, große und edle Selbstaufopferungen

strahlen, so daß es mir hier gestattet sei aufzuzeigen, wie sehr Krieg und Streit bei gewissen Menschen Verderbtheit erzeugen, die im Privatleben zu handeln wagen wie auf dem Schlachtfeld.

Sie haben auf unsere Zeit einen scharfsinnigen Blick geworfen, dessen Philosophie sich in mehr als einer bitteren Reflexion verrät, die aus Ihren eleganten Seiten dringt, und Sie haben mehr als jeder andere die Verheerungen im Geist unseres Landes abgeschätzt, die durch vier verschiedene politische Systeme hervorgerufen wurden.

So konnte ich diese Geschichte unter die Protektion keiner kompetenteren Persönlichkeit stellen. Vielleicht wird Ihr Name dieses Werk gegen Anklagen und Verleumdungen verteidigen, an denen es sicher nicht fehlen wird. Wo ist der Kranke, der stumm bleibt, wenn ihm der Chirurg den Verband von den offenen Wunden reißt?

Zu der Freude, Ihnen diese Szene gewidmet zu haben, gesellt sich der Stolz, Ihr Wohlwollen für den bekanntzugeben, der sich hier nennt

einer Ihrer aufrichtigen Bewunderer
de Balzac

Ein Junggesellenheim

Im Jahre 1792 hatte die Bürgerschaft von Issoudun einen Arzt namens Rouget, der als ein von Grund aus boshafter Mann galt. Wenn man den Behauptungen einiger Leute, die kein Blatt vor den Mund nahmen, glauben kann, so hatte er seine Frau recht unglücklich gemacht, obgleich sie die schönste Frau der Stadt war. Vielleicht war sie ein wenig dumm. Ungeachtet aller Nachspürerei von guten Freunden, allen Klatsches der Gleichgültigen und aller Verleumdung der Neider erfuhr man jedoch nur wenig von den inneren Verhältnissen dieses Hauses. Doktor Rouget gehörte zu jenen Leuten, von denen man gemeinhin sagt: ›Er ist ein ungemütlicher Mensch.‹ Daher bewahrte man denn auch zu seinen Lebzeiten Schweigen über ihn und zeigte ihm ein freundliches Gesicht. Seine Frau, eine geborene Descoings, die schon als Mädchen ziemlich schwächlich gewesen war – und man hatte darin für den Arzt nur einen Grund mehr gesehen, sie zu heiraten –, gebar zunächst einen Sohn und dann eine Tochter, die zufällig zehn Jahre nach dem Bruder kam und die, wie man stets behauptete, der Doktor keineswegs erwartet hatte, obwohl er Arzt war. Die spät geborene Tochter hieß Agathe. All das sind so einfache, so gewöhnliche Tatsachen, daß den Berichterstatter nichts zu rechtfertigen scheint, wenn er sie an den Eingang einer Erzählung setzt; aber wären sie nicht bekannt, so müßte man einen Mann von der Art des Doktor Rouget für einen unnatürlichen Vater, für ein Ungeheuer halten, während er doch bloß gewissen schlimmen Neigungen gehorchte, die viele Leute mit der schrecklichen Forderung entschuldigen: ›Ein Mann muß Charakter haben!‹ Wie vieler Frauen Unglück verschuldet diese rauhe Auffassung!

Die Descoings, der Schwiegervater und die Schwiegermutter des Doktors, beide Wollagenten, mühten sich damit ab, die Goldenen Vliese des Berry für die Landwirte zu verkaufen,

wie sie für die Kaufleute einzuhandeln, wofür sie von beiden Seiten eine Provision bezogen. Durch diesen Beruf wurden sie reich und geizig: die Maxime so vieler Existenzen. Descoings' Sohn, dem jüngeren Bruder Madame Rougets, gefiel es nicht in Issoudun. Er ging, um sein Glück zu suchen, nach Paris und ließ sich als Krämer in der Rue Saint-Honoré nieder. Das wurde ihm zum Verderben. Aber was will man? Den Krämer zieht es mit einer magnetischen Anziehungskraft zu seinem Beruf, die der Abneigung gleich ist, die einen Künstler von ihm abstößt. Man hat die sozialen Kräfte, die den verschiedenen Berufen zugrunde liegen, noch nicht genügend studiert. Es wäre interessant, zu untersuchen, was einen Menschen bestimmt, lieber Papierhändler zu werden als Bäcker, seit die Söhne nicht mehr wie bei den Ägyptern gezwungen sind, dem Beruf des Vaters zu folgen. Bei Descoings war dem inneren Beruf die Liebe zu Hilfe gekommen. Er hatte sich gesagt: ›Auch ich will Krämer werden!‹, weil er sich beim Anblick seiner Brotherrin, eines recht schönen Geschöpfes, in das er sterblich verliebt war, noch etwas anderes sagte. Ohne andere Beihilfe als seine Ausdauer und ein wenig Geld, das Vater und Mutter ihm schickten, heiratete er die Witwe von Monsieur Bixiou, seinem Vorgänger. 1792 hieß es, daß Descoings' Geschäfte ganz ausgezeichnet liefen.

Die alten Descoings lebten damals noch. Sie hatten den Wollhandel aufgegeben und benutzten ihr Kapital zum Ankauf während der Revolution konfiszierter Güter: wieder ein Goldenes Vlies! Ihr Schwiegersohn, der so gut wie sicher war, daß er seine Frau bald zu Grabe tragen würde, schickte seine Tochter nach Paris zu seinem Schwager, einerseits, damit sie die Hauptstadt kennenlernte, andererseits mit einer durchtriebenen Absicht: Descoings hatten keine Kinder. Madame Descoings, die um zwölf Jahre älter war als ihr Mann, ging es freilich vortrefflich; aber sie war dick wie eine Drossel nach der Weinernte, und der schlaue Rouget verstand genug von der Medizin, um vorauszusehen, daß Monsieur und Madame

Descoings, entgegen der Moral der Feenmärchen, zwar stets glücklich sein, aber keine Kinder haben würden. Das Ehepaar könnte sich also leidenschaftlich für Agathe erwärmen. Nun wollte Doktor Rouget seine Tochter enterben und hoffte, er werde sein Ziel erreichen, wenn er sie zunächst aus der Stadt entfernte. Das junge Ding, damals das schönste Mädchen in Issoudun, glich weder ihrem Vater noch ihrer Mutter. Ihre Geburt hatte eine andauernde Mißhelligkeit zwischen Doktor Rouget und seinem intimen Freund Monsieur Lousteau, dem ehemaligen Subdelegierten, der Issoudun unlängst verlassen hatte, zur Folge gehabt. Wenn eine Familie aus einer Gegend fortzieht, so haben die Bewohner eines so reizenden Ortes, wie Issoudun es war, wohl das Recht, nach den Gründen einer so unerhörten Handlungsweise zu forschen. Wenn man einigen scharfen Zungen glauben kann, so hatte Monsieur Rouget, ein rachsüchtiger Mensch, ausgerufen, Lousteau werde nur von seiner Hand sterben. Ein solches Wort hatte im Munde eines Arztes die Durchschlagkraft einer Kanonenkugel. Als die Nationalversammlung also das Amt der Subdelegierten aufhob, zog Lousteau fort, um nie nach Issoudun zurückzukehren. Seit der Abreise dieser Familie brachte Madame Rouget ihre ganze Zeit bei der leiblichen Schwester des ehemaligen Subdelegierten zu, einer Madame Hochon, die ihre Tochter aus der Taufe gehoben hatte und der allein sie ihre Nöte anvertraute. Daher ging auch das wenige, was die Stadt Issoudun je über die schöne Madame Rouget erfuhr, auf diese gute Dame zurück, und auch sie verriet es erst nach dem Tode des Doktors.

Madame Rougets erstes Wort, als ihr Gatte davon sprach, Agathe nach Paris zu schicken war dieses: »Ich werde meine Tochter nicht wiedersehen!« »Und sie hatte leider recht«, fügte die ehrenwerte Madame Hochon hinzu. Die arme Mutter wurde nun quittegelb, und ihr Zustand widersprach denen nicht, die da behaupteten, Rouget bringe sie allmählich um. Das Wesen ihres Sohnes, eines großen Tropfes, mußte

diese ungerechterweise angeschuldigte Mutter vollends unglücklich machen. Ungezügelt, vielleicht gar noch von seinem Vater ermutigt, zeigte dieser in jeder Hinsicht einfältige Bursche weder die Aufmerksamkeit noch die Ehrerbietung, die ein Sohn seiner Mutter schuldig ist. Jean-Jacques Rouget glich seinem Vater, aber im Schlimmen, und schon dieser war weder physisch noch moralisch viel wert.

Die Ankunft der reizenden Agathe Rouget brachte ihrem Onkel Descoings kein Glück. Noch in derselben Woche, oder vielmehr in der Dekade, denn die Republik war proklamiert, wurde er auf ein Wort Robespierres zu Fouquier-Tinville in Haft genommen. Descoings, der unvorsichtig genug war, die Hungersnot für künstlich in Szene gesetzt zu halten, war auch dumm genug, seine Meinung – er glaubte, es herrsche Meinungsfreiheit – mehreren seiner Kunden und Kundinnen mitzuteilen, wenn er sie bediente. Die Citoyenne Duplay, die Frau jenes Schreiners, bei dem Robespierre wohnte, und die dem großen Bürger die Wirtschaft besorgte, beehrte zu Descoings' Unheil den Laden des Berrichonen mit ihrer Kundenschaft. Diese Cityoenne sah in des Krämers Meinung eine Beleidigung Maximilians I. Ohnehin schon wenig zufrieden mit der Art und Weise des Hauses Descoings, hielt dies berühmte Strickweib des Jakobinerklubs die Schönheit der Citoyenne Descoings für eine Art Aristokratie. Sie goß noch Gift in die Reden der Descoings, als sie sie ihrem guten und sanften Herrn wiederholte. Der Krämer wurde unter der in solchen Fällen üblichen Anklage, Wucher zu treiben, verhaftet. Sowie Descoings im Gefängnis saß, begann seine Frau sich zu regen, um ihn wieder frei zu bekommen; aber die Schritte, die sie unternahm, waren so ungeschickt, daß ein Beobachter, der ihr zugehört hätte, wie sie mit den Persönlichkeiten sprach, die über dieses Schicksal zu entscheiden hatten, hätte glauben können, sie wolle sich auf anständige Weise von ihm befreien. Madame Descoings kannte Bridau, den einen der Sekretäre Rolands, des Innenministers, die

rechte Hand all derer, die sich auf diesem Posten ablösten. Sie schickte Bridau ins Feld, um den Krämer zu retten. Der höchst unbestechliche Bürovorsteher, einer jener tugendhaften Tölpel, die in ihrer Uneigennützigkeit stets so bewundernswert sind, hütete sich wohl, die Leute, von denen Descoings' Schicksal abhing, zu bestechen: er versuchte sie aufzuklären! Die Leute jener Zeit aufklären wollen! Ebensogut hätte man sie bitten können, die Bourbonen wieder einzusetzen. Der Minister, ein Girondist, der eben damals gegen Robespierre zu kämpfen hatte, sagte zu Bridau: »In was für Dinge mischst du dich?« Und alle, an die der ehrliche Bürovorsteher sich wandte, wiederholten ihm diesen furchtbaren Satz: »In was für Dinge mischst du dich?« Bridau riet Madame Descoings klugerweise, sich ruhig zu verhalten; aber statt sich die Achtung der Wirtschaftlerin Robespierres zu erobern, spie sie Feuer und Flamme gegen diese Denunziantin; sie suchte ein Mitglied des Konvents auf, einen Mann, der um sich selber zitterte und der ihr erwiderte: »Ich werde mit Robespierre darüber reden.«

Auf dieses Wort hin beruhigte sich die schöne Krämerin, und natürlich bewahrte der neue Beschützer das tiefste Schweigen. Ein paar Zuckerhüte, ein paar Flaschen guten Likörs hätten Descoings gerettet, wenn sie sie der Citoyenne Duplay geschenkt hätte. Dieser kleine Zwischenfall zeigt, daß es in der Revolution ebenso gefährlich ist, ehrliche Leute zu seiner Rettung anzubieten wie Halunken: man darf nur auf sich selber zählen. Wenn Descoings den Tod fand, so genoß er wenigstens den Ruhm, in Gesellschaft André Chéniers aufs Schafott zu steigen. Dort umarmten sich zweifellos zum erstenmal Dichtkunst und Krämerei in Person; denn heimliche Beziehungen zueinander hatten sie damals und werden sie stets unterhalten. Der Tod Descoings' erregte viel mehr Aufsehen als der André Chéniers. Um zu erkennen, daß Frankreich mit dem Tode Chéniers mehr verloren hatte als mit dem Descoings', waren dreißig Jahre nötig. Robespierres

Maßnahme aber hatte ein Gutes, daß sich nämlich bis 1830 die verängstigten Krämer nicht mehr in die Politik einmischten.

Descoings' Laden lag hundert Schritte von Robespierres Wohnung entfernt. Der Nachfolger des Krämers machte schlechte Geschäfte. César Birotteau, der berühmte Parfümeriehändler, ließ sich dort nieder. Aber, als hätte das Schafott den unerklärlichen Keim des Unglücks gesät, ruinierte sich dort auch der Erfinder der ›Double Pâte des sultanes‹ und der ›Eau carminative‹. Die Lösung solcher Rätsel geht die okkulten Wissenschaften an.

Während der wenigen Besuche, die der Bürovorsteher Bridau der Frau des unglücklichen Descoings machte, fiel ihm die ruhige, kühle, reine Schönheit Agathe Rougets auf. Als er kam, um die Witwe zu trösten, die so untröstlich war, daß sie das Gewerbe ihres zweiten Verstorbenen nicht fortführte, heiratete er schließlich noch in derselben Dekade dies reizende Mädchen, nachdem auch der Vater, der nicht auf sich warten ließ, eingetroffen war. Der Arzt eilte voller Entzücken, daß alles noch weit besser ging, als er es sich hätte wünschen können, da seine Frau nun die einzige Erbin der Descoings war, nach Paris, weniger um Agathes Hochzeit beizuwohnen, als um den Vertrag ganz nach seinem Willen abzufassen. Die Uneigennützigkeit und die überschwengliche Liebe des Citoyen Bridau ließen der Hinterlist des Arztes freies Spiel, der nun die Verblendung seines Schwiegersohnes ausbeutete, wie es der Verlauf dieser Erzählung zeigen wird. Madame Rouget, oder genauer der Arzt, erbte also den ganzen Besitz, den beweglichen wie den unbeweglichen, von Monsieur und Madame Descoings, des Vaters und der Mutter, die beide in zweijährigem Abstand voneinander starben. Schließlich wurde Rouget auch mit seiner Frau noch fertig, denn sie starb gleichfalls zu Beginn des Jahres 1799. Nun erwarb er Weinärten, kaufte Pachthöfe, erstand Eisenhütten, legte sich Wolle zu, die er verkaufen konnte. Sein vielgeliebter Sohn

verstand sich auf nichts; aber er bestimmte ihn für den Stand des Grundbesitzers und ließ ihn in Reichtum und Dummheit emporwachsen, überzeugt, dies Kind werde darin immerhin ebensoviel verstehen wie die Gelehrtesten, daß es eben lebte und starb. Schon im Jahre 1799 schrieben die Rechner in Issoudun Rouget, dem Vater, dreißigtausend Livres Rente zu. Nach dem Tode seiner Frau führte er stets ein ausschweifendes Leben; aber er regelte es gewissermaßen und beschränkte es unter Ausschluß der Öffentlichkeit auf sein Haus. Dieser charaktervolle Arzt starb im Jahre 1805. Gott weiß, wieviel die Bürgerschaft von Issoudun nun auf Kosten dieses Mannes klatschte und wieviel Anekdoten über sein furchtbares Privatleben umliefen! Jean-Jacques Rouget, den sein Vater schließlich, als er seine Dummheit erkannte, strenger gehalten hatte, blieb aus ernststen Gründen, deren Darlegung einen wichtigen Bestandteil dieser Geschichte ausmacht, Junggeselle. Wie man später sehen wird, trug die Schuld an seiner Ehelosigkeit zum Teil sein Vater.

Es ist nunmehr nötig, näher auf die Auswirkungen der Rache einzugehen, die der Vater gegen seine Tochter übte, weil er sie nicht für sein Kind hielt, obwohl man ruhig glauben kann, daß sie es rechtmäßig war. Niemand hatte in Issoudun einen jener wunderlichen Zufälle bemerkt, die die Zeugung zu einem abgründigen Geheimnis machen, an dem die Wissenschaft scheitert. Agathe glich der Mutter des Doktor Rouget. Ähnlich wie nach einer verbreiteten Beobachtung die Gicht bisweilen eine Generation überspringt und sich vom Großvater auf den Enkel vererbt, so geschieht es auch nicht selten, daß sich in der Familienähnlichkeit das gleiche ereignet. Das ältere der Kinder Agathes zum Beispiel glich äußerlich seiner Mutter, innerlich aber dem Doktor Rouget, seinem Großvater. Überlassen wir die Lösung auch dieses Problems dem zwanzigsten Jahrhundert, zusammen mit einer schönen Nomenklatur der mikroskopischen Kleinstlebewesen, und vielleicht werden unsere Enkel über diese dunkle

Frage ebensoviel Dummheiten schreiben, wie unsere gelehrten Körperschaften schon darüber geschrieben haben.

Agathe Rouget empfahl sich der öffentlichen Bewunderung durch eins jener Gesichter, die wie das Marias, der Mutter Gottes, bestimmt scheinen, stets jungfräulich zu bleiben, selbst nach der Heirat. Ihr Bildnis, das noch im Atelier Bridaus vorhanden ist, zeigt ein vollkommenes Oval und, trotz ihres Goldhaars, ein unbeflecktes Weiß ohne die leiseste Spur von Röte. Mehr als ein Künstler fragt heute, wenn er die reine Stirn betrachtet, diesen klugen Mund, diese feine Nase, die hübschen Ohren, die langen Wimpern und die tiefblauen, unendlich zärtlichen Augen, kurz, dies Gesicht voller Sanftmut, unseren großen Maier: ›Ist das die Kopie eines Kopfes von Raffael?‹ Nie hatte ein Mann eine glücklichere Eingebung als dieser Bürovorsteher mit der Heirat dieses jungen Mädchens. Agathe verwirklichte das Ideal der in der Provinz aufgewachsenen Hausfrau, die nie von der Seite ihrer Mutter weggekommen ist. Sie war fromm ohne Bigotterie und hatte keine andere Bildung empfangen, als die Kirche sie den Frauen gibt. Sie war also im althergebrachten Sinn eine vollkommene Gattin, denn ihre Unwissenheit in den Dingen des Lebens hatte mehr als ein Unheil zur Folge. Die Grabschrift einer berühmten Römerin: ›Sie stickte und hütete das Haus‹ gibt dieses reine, einfache und ruhige Dasein wunderbar wieder.

Schon zur Zeit des Konsulats schloß Bridau sich fanatisch Napoleon an, der ihn 1804 zum Abteilungschef ernannte, ein Jahr vor dem Tode Rougets. Da er ein Gehalt von zwölftausend Franc und außerdem schöne Gratifikationen erhielt, kümmerte Bridau sich sehr wenig um die schmachlichen Ergebnisse der Abrechnung, die in Issoudun stattfand und der zufolge Agathe nichts erhielt. Sechs Monate vor seinem Tod hatte der alte Rouget seinem Sohn einen Teil seines Besitzes überlassen, dessen Rest Jean-Jacques mehr in Form einer Schenkung als in Form der Erbschaft zugesprochen wurde.

Ein Erbschaftsvorschuß von hunderttausend Franc, der Agathe bei ihrem Ehevertrag gewährt worden war, stellte ihren Anteil an der Hinterlassenschaft ihrer Mutter und ihres Vaters dar. Da Bridau den Kaiser anbetete, so diente er mit wahren Sklaveneifer den gewaltigen Plänen dieses modernen Halbgotts, der in Frankreich, wo er alles zerstört fand, alles organisieren wollte. Nie sagte der Abteilungschef: »Genug!« Pläne, Denkschriften, Berichte, Studien – die schwersten Lasten nahm er auf sich, so glücklich war er, dem Kaiser helfen zu können. Als Menschen liebte er ihn, als Herrscher betete er ihn an und duldete nicht die geringste Kritik an seinen Handlungen oder Plänen.

Von 1804 bis 1808 wohnte der Abteilungschef in einer großen, schönen Wohnung am Quai Voltaire, nur einen Sprung von seinem Ministerium und den Tuileries entfernt. Eine Köchin und ein Kammerdiener bildeten selbst in der Glanzzeit Madame Bridaus die ganze Dienerschaft des Haushalts. Agathe, die stets als erste aufstand, begab sich, von ihrer Köchin begleitet, selbst in die Markthalle. Während der Diener die Zimmer in Ordnung brachte, überwachte sie das Frühstück. Bridau ging immer erst gegen elf Uhr ins Ministerium. Solange ihre Verbindung dauerte, fand seine Frau stets das gleiche Vergnügen darin, ihm ein köstliches Frühstück zu bereiten, die einzige Mahlzeit, die Bridau mit besonderem Genuß zu sich nahm. Zu jeder Jahreszeit, welches Wetter auch herrschte, sah Agathe, sobald Bridau aufbrach, ihrem Gatten durchs Fenster nach, wenn er ins Ministerium ging, und sie zog den Kopf erst zurück, wenn er in die Rue du Bac eingebogen war. Dann deckte sie selbst ab und warf einen Blick in die Zimmer; schließlich kleidete sie sich an, spielte mit ihren Kindern, führte sie spazieren oder empfing ihre Besuche, während sie Bridaus Heimkehr erwartete. Wenn der Abteilungschef dringende Arbeiten mit nach Hause brachte, setzte sie sich in seinem Arbeitszimmer neben seinen Tisch, und stumm wie eine Statue strickte sie, während sie ihm bei

der Arbeit zusah; und solange er aufblieb, wachte sie bei ihm und ging erst wenige Augenblicke vor ihm zu Bett. Bisweilen besuchten die Gatten in der Ministerloge das Schauspiel. An solchen Tagen nahm die Familie das Diner in einem Restaurant ein, und das Schauspiel, das ein solches Mahl bot, war für Madame Bridau stets eine Quelle jenes lebhaften Vergnügens, das es all denen bereitet, die Paris nicht kennen. Da sie oft gezwungen war, Einladungen zu den förmlichen Dinern anzunehmen, die man dem Abteilungschef gab, der ein Teil des Innenministeriums leitete, Einladungen, die Bridau geziemend erwiderte, so folgte Agathe dem damaligen Luxus der Toiletten; aber wenn sie heimkehrte, warf sie mit Freuden diesen äußeren Reichtum ab und wurde im Hause wieder die einfache Provinzlerin. Einmal in der Woche, am Donnerstag, empfing Bridau seine Freunde. Schließlich gab er am Fastnachtsdienstag einen großen Ball.

In diesen wenigen Worten ist die Geschichte dieses ganzen Ehelebens enthalten, das nur drei große Ereignisse kannte: die Geburt zweier Kinder, die in dreijährigem Abstand erfolgte, und den Tod Bridaus. Er starb im Jahre 1808, aufgerieben durch seine nächtliche Arbeit, in eben dem Augenblick, als der Kaiser ihn zum Generaldirektor, zum Comte und Staatsrat ernennen wollte. Um diese Zeit widmete Napoleon sich besonders den inneren Angelegenheiten, er überhäufte Bridau mit Arbeiten und ruinierte vollends die Gesundheit des unerschrockenen Beamten. Napoleon, den Bridau nie um etwas gebeten hatte, erkundigte sich nach dessen Lebenswandel und Vermögensverhältnissen. Als er erfuhr, daß dieser ergebene Mann nichts besaß als seine Stellung, erkannte er in ihm eine jener unbestechlichen Seelen, die seiner Verwaltung Glanz und moralisches Ansehen verliehen, und er wollte Bridau durch eine glänzende Belohnung überraschen. Der Wunsch, eine ungeheure Arbeitslast vor dem Aufbruch des Kaisers nach Spanien zu erledigen, ließ den Abteilungschef einem hitzigen Fieber verfallen, das ihn dahinraffte. Bei seiner